

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 173. Bromberg, den 30. Juli 1930.

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

(5. Fortsetzung.)

Schließlich faßte ich den Entschluß, Oswald De Gex gegenüberzutreten und bestieg in dieser Absicht eines Morgens in Charing Croß den Zug nach Florenz. Von Paris aus fuhr ich mit dem Rom-Expreß und stieg in Pisa um. Als sich der Zug langsam durch das Tal des Arno hinaufgewunden hatte, kamen endlich die roten Dächer und Kuppeln von „Firenza la bella" in Sicht.

Der Wintermorgen war sonnig und klar, und als ich an dem Dome mit seinem prächtigen Campanile vorbei durch die Straßen fuhr, war die Stadt schon voll Leben, denn es war zufällig ein Nationalfeiertag.

Ich hatte meine Tasche auf der Bahn gelassen und fuhr nun mit dem Taxi nach dem hochgelegenen Fiesole, außerhalb dessen der reiche „Inglese" — Oswald De Gex — wohnte.

Schon von weitem zeigte mir der Chauffeur das große, altertümliche Landhaus, das zwischen Oliven- und Weingärten lag, und von dem aus man eine überwältigende Aussicht auf Florenz und den Arno hatte, mit den blauen Bergen im Hintergrunde. Es war ein mächtiges, weißes Gebäude mit einem weit vorspringenden roten Ziegeldach und wahrhaft palastartig in seiner Größe. Seit Jahrhunderten war es die Sommerresidenz der Familie Clementini gewesen, von der es der englische Millionär vor 15 Jahren mit allen Bildern, Gobelins und Antiquitäten sowie samt den dazu gehörigen Wirtschaftsgebäuden gekauft hatte.

Als wir das breite, schmiedeeiserne Tor passiert hatten, befanden wir uns in einem herrlichen altitalienischen Garten mit einem wundervollen marmornen Brunnen und vielen antiken Statuen. Wir kamen an einem Teich vorbei, und endlich zog ich die Glocke beim Tore. Ein livrierter englischer Diener öffnete mir das eisenbeschlagene Tor, ich gab ihm meine Karte und ersuchte ihn, mich seinem Herrn zu melden. Der Mann geleitete mich durch eine große Marmorhalle, deren Decke mit herrlichen Fresken geziert war, in ein geräumiges Zimmer, dessen Wände mit kostbaren Gobelins behängt waren. Die Sessel waren vergoldet und mit verblaßtem grünen Seidendamast überzogen. Ich nahm jedoch nicht viel Notiz davon, denn ich brannte darauf, meinen Gastfreund aus der Stretton Street von Angesicht zu Angesicht wiederzusehen. Ich mußte auch gar nicht lange warten, da öffnete sich die Tür und er stand vor mir.

„Welchem Zufalle habe ich die Ehre Ihres Besuches zu verdanken, Herr Garfield?" fragte er ruhig, während er auf mich zukam.

„Sie erinnern sich also an mich?" rief ich aus. „Sie kennen meinen Namen?"

„Gewiß — er steht ja hier auf Ihrer Karte", gab er unbewegt zur Antwort. „Doch verzeihen Sie, ich kann mich nicht erinnern, Sie jemals gesehen zu haben."

Es verschlug mir die Rede — ich fand keine Worte, so erbost war ich über sein unverschämtes Leugnen.

Viertes Kapitel.

Von Angesicht zu Angesicht.

„Wollen Sie wirklich ernstlich behaupten, mich nicht zu kennen?" fragte ich empört, indem ich ihm voll ins Gesicht sah.

„Gewiß, mein Herr", erwiderte er, „meine Worte sind ernst gemeint. Wieso können Sie behaupten, mit mir bekannt zu sein? — —"

„Sie leugnen also wirklich, mich jemals gesehen zu haben?" fragte ich nochmals erbost über sein unverschämtes Auftreten.

„Allerdings", gab mir der Mann zur Antwort, an dessen Gesicht ich mich erinnerte.

„Denken Sie an eine gewisse Nacht vor noch nicht allzulanger Zeit, als Sie mich in Ihr Haus in der Stretton Street rufen ließen und dort mit mir über Ihre Frau und Ihren kleinen Sohn plauderten!"

„Aber mein lieber Herr", rief er aus, „was wollen Sie damit sagen? Ich habe Sie niemals in der Stretton Street gesehen, jedenfalls aber habe ich niemals mit Ihnen über meine Frau gesprochen!"

Ich starrte ihn offenen Mundes an. „Und doch war es so", beharrte ich. „Es fiel damals noch etwas vor, worüber ich mit Ihnen sprechen muß — —"

„Ah, ich verstehe!" unterbrach er mich. „Sie wollen wahrscheinlich etwas von mir erpressen! Nun, schießen Sie los!" Ein verächtliches, halb belustigendes Lächeln zuckte um seinen Mund.

„Ich bin kein Erpresser!" brauste ich auf. „Ich will kein Geld von Ihnen — nur die Wahrheit will ich erfahren!"

„Bezüglich wessen?"

„Bezüglich des Todes des Fräulein Gabriele Engledue."

„Gabriele Engledue?" rief er aus. „Ich verstehe Sie wirklich nicht, Herr Garfield!"

Ich hatte bemerkt, daß er bei der Erwähnung dieses Namens unmerklich zusammengezuckt war. Der Mann war zweifellos ein ausgezeichneter Schauspieler.

„Sie leugnen also auch, diese Dame zu kennen?"

„Ich kenne keine Dame dieses Namens!"

„Sie ist doch Ihre Nichte!"

„Ich habe nur eine Nichte — Lady Shalford."

„Wie alt ist sie?"

Er zögerte einige Augenblicke mit der Antwort.

„Sie muß jetzt gegen fünfunddreißig sein. Sie heiratete Shalford vor ungefähr zehn Jahren und lebt in der Nähe von Malton in Yorkshire."

„Eine andere Nichte haben Sie nicht?"

„Nein, ich versichere es Ihnen. Doch weshalb stellen Sie solche Fragen an mich — Sie machen mich ja ganz irre?"

„Nicht mehr, als Sie mich irremachen", entgegnete ich spitz. „Es wäre viel einfacher, wenn Sie offen und aufrichtig zu mir wären."

„Mein lieber Herr, bei Ihnen scheint eine Schraube los zu sein! Was wollen Sie denn eigentlich?"

„Ich will Ihnen nur sagen, daß Sie mich sehr gut kennen, doch Sie leugnen es ab. Sie hätten es sich wohl nicht träumen lassen, daß ich in so unwillkommener Weise wieder auftauchen werde."

„Ihr Erscheinen ist mir allerdings unwillkommen, denn Sie sind verrückt", gab er zurück. „Zuerst behaupten Sie, Sie hätten mich in meinem Hause in der Stretton Street besucht, — möglich, vielleicht waren Sie dort in den Dienerzimmern —"

„Herr, werden Sie nicht beleidigend!" rief ich empört aus.

„Ich habe nicht die Absicht, Sie zu beleidigen, doch Sie benehmen sich so merkwürdig. Sie sprechen von einem Mädchen namens Engledue — ich glaube Sie sagten so — und wollen mir einreden, sie sei meine Nichte — weshalb dies alles?"

„Weil die Dame unter seltsamen Umständen gestorben ist und weil Sie alles darüber wissen!" sagte ich gerade heraus.

„Vielleicht werden Sie mir nächstens noch vorwerfen, daß ich ein Mörder bin!" sagte er lachend, als freute er sich über diesen Witz.

„Da gibt es nichts zu lachen!" rief ich zornig aus.

„Warum denn nicht? Ich finde alle Ihre Beschuldigungen sehr lächerlich!" Über sein dunkles, hübsches Gesicht huschte ein belustigendes Lächeln.

„Für mich sind sie alles eher als belustigend", sagte ich. „Ich ging am Abend des 7. November — es war ein Mittwoch — bei Ihrem Hause in der Stretton Street vorbei, da rief mich Ihr Diener hinein und dann — nun, ich brauche Ihnen wohl nicht zu schildern, was sich dann ereignete, denn Sie erinnern sich nur zu gut daran. Doch ich verlange Aufklärung darüber, weshalb Sie mich zu sich riefen und was mit mir geschah, nachdem Sie mir das Geld gegeben hatten."

„Was, ich soll Ihnen Geld gegeben haben?" rief er aus. „Mensch, Sie träumen ja!"

„Ich träume nicht! Es ist so — ich habe das Geld jetzt noch, es sind fünftausend Pfund in Banknoten." Oswald De Gex sah mich mit einem seltsamen Blicke an. Das Blut stieg ihm in sein blasses Gesicht, und er preßte die Lippen aufeinander. Ich hatte ihn in die Enge getrieben — noch ein wenig Ausdauer, und er mußte zugeben, daß wir in der Stretton Street beisammen gewesen waren!

„Hören Sie, Herr Garfield", sagte er mit veränderter Stimme, „jetzt hört aber der Spaß auf — nun behaupten Sie gar, daß ich Ihnen fünftausend Pfund geschenkt hätte!"

„Gewiß, ich wiederhole es sogar."

„Warum sollte ich Ihnen denn eine so hohe Summe geben?"

„Weil ich Ihnen bei einem Verbrechen half!"

„Das ist eine Lüge!" rief er erregt aus. „Verzeihen Sie, aber ich kann nur annehmen, daß Sie nicht ganz bei Sinnen sind."

„Dank Ihrer Hinterlist bin ich schon seit einem Monat nicht mehr ganz bei Sinnen", erwiderte ich scharf. „Doch was ich sage ist wahr — selbst vor Gericht werde ich das behaupten. Meine Absicht ist, den geheimnisvollen Tod der Gabriele Engledue aufzuklären."

„Daran will ich Sie nicht hindern", sagte er mit einem rauhen Lachen.

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie mir dabei nicht helfen wollen?"

„Ich will damit sagen, daß ich niemanden dieses Namens kenne — und auch Sie nicht kenne", erklärte er. „Sie kommen als ein mir vollkommen Fremder her und werfen mir ohne weiteres eine ganze Reihe von Beschuldigungen vor, die darin gipfeln, daß ich Ihnen fünftausend Pfund für Ihre Beihilfe in einer Sache gegeben hätte, die Sie nicht näher nennen wollen."

„Wenn ich es Ihnen auch sagen würde, Herr De Gex, würden Sie es doch nur ableugnen", sagte ich bitter. „Welchen Zweck hätte es also?"

„Allerdings — ich sehe auch nicht ein, welchen Zweck eine längere Fortsetzung unserer Unterredung haben sollte", erwiderte er rasch. „Wenn ich Ihnen, wie Sie behaupten, fünftausend Pfund gegeben habe — was ich natürlich niemals tat —, was wollen Sie dann noch? Ich vermute aber, daß dieses Geld nur in Ihrer Einbildung existiert."

„Das Geld liegt in einem Kasten meiner Londoner Wohnung."

„Es würde mich interessieren, es zu sehen. Sind es die gleichen Banknoten, die ich Ihnen gegeben haben soll?"

„Jawohl", antwortete ich und erzählte ihm nun, wie ich in St. Malo wieder zu Bewußtsein gekommen war und wie die französische Polizei das Geld, das man bei mir gefunden, an sich genommen hatte.

„Ah", rief er dann aus, „nun verstehe ich alles! Sie haben eine schwere Krankheit durchgemacht, mein Lieber, durch die Ihr Geist gelitten hat, so daß Sie jetzt an Halluzinationen leiden! Ich bedauere meine harten Worte von vorhin, Herr Garfield", fügte er in freundlichem Tone hinzu, „und ebenso bedauere ich Sie wegen Ihres gegenwärtigen Geisteszustandes."

„Ich brauche Ihr Mitleid nicht!" erwiderte ich aufgebracht. „Ich will nur die Wahrheit wissen!"

„Die habe ich Ihnen bereits gesagt, soweit sie mich betrifft."

„Nein, Sie haben alles abgeleugnet, und jetzt wollen Sie mich noch als verrückt hinstellen!" rief ich in meiner Wut aus. „Die Banknoten, die Sie mir gaben, sind genügend Beweis gegen Sie!"

„Das glaube ich kaum, denn erstens bezweifle ich, daß sie überhaupt existieren, außer in Ihrer Einbildung, und zweitens, falls dies wirklich der Fall wäre, dann wird sie Ihnen jemand anders gegeben haben."

„Nein, Sie haben mir das Geld gegeben, ich würde Sie unter Zehntausenden wiedererkennen. In der fraglichen Nacht trugen Sie einen Smoking, und heute haben Sie einen grauen Anzug an — das ist der ganze Unterschied."

„Nun, wie Sie glauben", erwiderte er lächelnd, obwohl ich deutlich bemerken konnte, daß ihn meine Beschuldigungen in ziemliche Bestürzung versetzt hatten.

„Womit man mich auch betäubt haben mochte, jedenfalls war beabsichtigt gewesen, mich geistig minderwertig zu machen."

Es war klar, daß De Gex mich loswerden wollte. Während wir einander in dem prächtigen Zimmer, auf dessen Marmorfliesen die Sonne lag, gegenüberstanden, ging die Türe auf und eine schöne Frau trat herein. Sie war zum Ausgehen gekleidet und fragte:

„Brauchst du noch lange?"

Es war die schöne Frau De Gex. Ich erkannte sie sofort durch die vielen Bilder, die ich in den Zeitungen gesehen hatte.

„Nein, ich komme gleich. Ist das Auto bereit?"

„Es wartet schon seit einer Viertelstunde, und wenn wir nicht bald aufbrechen, werden wir zu spät kommen, um Hilde auf der Bahn abzuholen", sagte die Frau und warf mir einen ärgerlichen Blick zu.

Dann ging sie und schloß die Türe hinter sich.

Seltsame Gedanken zogen mir durch den Kopf. Ich erinnerte mich, was er mir in der Stretton Street über seine Frau gesagt hatte, als er mir seine ehelichen Zwistigkeiten erzählt hatte. Jetzt schienen die beiden auf sehr gutem Fuß miteinander zu stehen.

„Wie ich sehe, will Ihre Frau ausgehen", sagte ich. „Doch bevor ich Sie verlasse, muß ich Sie bitten, meine Fragen offen zu beantworten."

„Mein lieber Herr, ich habe Ihnen bereits meine Antwort gegeben, was sollte ich Ihnen noch sagen?" rief er verdrossen aus. —

„Noch eine ganze Menge — Sie sollen mir die Wahrheit sagen."

„Das habe ich bereits," brauste er auf. „Ich habe keine Ahnung, wer dieses Fräulein Engledue ist. Wissen Sie auch bestimmt, daß sie tot ist?"

„Bestimmt — sah ich sie doch in jenem Zimmer liegen, das an Ihre Bibliothek stößt."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug ins Grüne.

Es ist gut, wenn ein Bücherwurm einen guten Freund auf dem Lande besitzt, zu dem er am Sonntag hinausfahren kann, um den Lärm der Stadt zu vergessen.

Solch einen Freund besitze ich in dem alten Bauern Marquardt, der an der Sohle des buschigen Ascheburgschen Hügels seinen Hof hat. Heute heißt diese von einer uralten Burgruine gekrönte Anhöhe „Osie Bory", — wahrscheinlich, um den einstigen Waldreichtum der Gegend zu bezeichnen, oder vielleicht nur, um der menschlichen Dummheit ein Denkmal mehr zu errichten.

So kam ich an einem heißen Sonntagsmorgen, nach zweistündigem Marsch von der Eisenbahnhaltestelle, wieder einmal zu meinem Freunde, trank ein Glas frische Milch, plauderte eine Weile mit dem bärtigen Marquardtschen Knecht über seinen komischen Namen (der Mann heißt Fredegond und wird im Dorfe mit „Friedehund" geärgert, weshalb er mich bei jedem meiner Besuche um die Einreichung einer Beleidigungsklage gegen drei Dutzend Mitchristen bittet), erfuhr, daß der Wirt erst in zwei Stunden von der Kirche zurückkommt und machte mich zu einem einsamen Spaziergang zur Burgruine auf.

*

Ich erklomm die steile Felswand des Hügels, der mit dichtem Gebüsch und Gestrüpp bedeckt ist, gelangte zur zerfallenen, massiven Steinmauer, fand in ihr einen breiten Riß und stolperte in das Innere der Ruine. Nur ein hoher Turm, der ganz baufällig geworden ist, hat sich erhalten. Wie Augenhöhlen eines Totenkopfes muteten mich die großen ausgebröckelten Fenster und Schießscharten an; wie klaffende Wunden erschienen mir die Risse im Gemäuer; nichts regte sich auf dem geräumigen, mit Unkraut und Sträuchern überwucherten Burghof.

In Gedanken versunken machte ich einen Rundgang und fand bald eine schattige Ecke zur Rast. Wie aromatisch die Kräuter hier auf dieser Burghöhe dufteten! Der feine Geruch des Wermuts vermischte sich mit dem süßlichen Hauche des Tymians, wilder Mohn, Nelken und verschiedene kleinere Blümchen schmückten den Rasen; und vor den gotischen Fenstern, die in dem mächtigen Turme noch unversehrt blieben, erblickte ich ein paar wilde Rosensträucher. Wilde? Nein, sicherlich nur verwilderte Nachkommen einer edlen Rose, welche hier vor vielen Hunderten von Jahren auf wohlgepflegtem Beete eine zarte Damenhand gepflanzt hat? Gewiß war dieses breite Fenster einst der geliebte Sitz des Frauenvolkes der Burg. Aus ihrer Kemenate, am Spindel webend, hatten die edlen Frauen und Mägdelein eine herrliche Aussicht über den ganzen Burghof, wo die zu Ritterspielen versammelten Gäste auf feurigen Rossen ihre Tüchtigkeit vorführten. . . .

Ja, wer waren eigentlich diejenigen, welche einst diese malerische Burg gebaut haben? Waren es vielleicht düstere Hünen, welche mit eiserner Faust das arme Landvolk auf der weiten Ebene ringsumher beherrschten, — ein Schrecken der zur Bernsteinküste ziehenden Karawanen, — ein Grauen für die benachbarten Heidenstämme? Oder waren es lustige Herren, in deren Burg die Nachbaren von nah und fern zu Gast angeritten kamen, um hier auf diesem mit platten Steinen gepflasterten Burghofe mit holden Maiden den Reigen zu führen, um an eichenen Tischen und Weinfässern Gesang und Leierspiel ertönen zu lassen, um mit Roß und Jagdhund in die Wildnis zu streifen und dort Bären, Elche und Auerochsen zur Strecke zu bringen? Wie schön doch das Leben unserer Ahnen einst gewesen!

Ich lag im Schatten des stolzen Turmes und sah mir den dunkelblauen Himmel an. Kaum merklich bewegten sich in der Höhe zartgliedrige Fadenwolken. Die feierliche Stille wurde nur von einem kaum vernehmbaren Schrei eines Raubvogels unterbrochen, der am klaren Himmel über mir schwebte. Es war ein Falke. Langsam kreiste er hoch über dem Turm; von unten gesehen schien es, als ob er seine mächtigen Flügel gar nicht bewege.

Auch du, Falke, erinnerst mich an einen Raubritter. Vielleicht lebt in dir die schmachtende Seele des Mannes, welcher vor tausend Jahren in diesem Turm schaltete und wie ein Falke vom Blute seiner Opfer sich ernährte? Oder bist du nur ein Nachkomme jenes Jagdfalken, den die Burgfrau mit einer zierlichen, güldenen Kette am Handschuh festhielt, wenn sie zur Jagd mit ihrem Pagen hinausritt? Du spähst vielleicht nach deiner Herrin und deine Seele, die du von deinen Ahnen ererbt hast, staunt ob des Wandels der Zeiten . . . .?

Ja, Falke, es ändern sich die Zeiten, und es ändern sich mit den Zeiten auch die Menschen. Nur die Mutter Natur bleibt stets unverändert, wo sie von Menschenkindern nicht verstümmelt wird. Wie vor tausenden von Jahren, so strahlt auch heute noch dieselbe Sonne über dem Ascheberg; dieselben Wolkenflöckchen ziehen quer durch denselben Himmel ihren uralten Weg einher und wie damals, so kreist auch heute noch der Falke in den Lüften. Aber andere Menschen hausen heute auf dem Ascheberge. Marquardt, der biedere Kirchengänger„ und sein „Friedehund", der sich in seiner Ehre gekränkt fühlt und nun mit allen Nachbaren auf dem Kriegsfuß steht.

*

„ . . . Ja, Ritter Markwart, Ihr werft mir vor, daß ich jene Dörfer der Therdinger eingeäschert habe? Ihr meint wohl, ich hätte keine Ehre im Leibe, wie?"

So erhitzte sich der finster dreinblickende bärtige Ritter am Ende des massiven Eichentisches. Eine stattliche Anzahl von Männern saß auf bequemen Sesseln und jeder hatte vor sich irgendein Trinkgefäß: vor dem einen stand ein zierlich in Silber gefaßter Schädeldeckel; der andere trank aus einem mächtigen Auerhorne; noch einer begnügte sich mit einem aus Lärchenholz gedrechselten Kruge. Es standen auch teure Gefäße aus funkelndem phönizischen Kristall, die sicherlich irgendwo an den Gestaden des fernen Griechenmeeres oder gar noch weiter — in einer Perserstadt — erbeutet wurden.

„Ehre ist Ehre und Landfrieden muß Landfrieden bleiben. Auf dem letzten Kreiswjats[1]) an der Goplau haben alle Gothenstämme für drei volle Jahre unbedingte Einhaltung des Landfriedens beschlossen. Nun bekamen alle von EurerGewalttat zu hören; und schon rüsten die Sybinner jenseits der Netze, die Greuthunger jenseits der Weichsel und die Muhilaner, welche in ihren Pfahldörfern auf den Seen wohnen, um sich zusammenzutun und unsere Burgen an dem Brgda-Flusse zu schleifen . . ."[2])

So sprach der graubärtige Burgherr, den die Versammelten Markwart, d. h. den Bewacher der Grenzen des Burgundenlandes, betitelten. Ihm entgegnete ein anderer Greis, den die Anwesenden als Kenner der alten Rechtsüberlieferungen ebenfalls ehrten.

„Seht ihr jetzt selber nicht ein, wie unbedacht es war, unser Jungvolk aus der Heimat fortzulassen, nur um ihm die Möglichkeit zu geben, sich zu bereichern? Werden wir Greise, Frauen und Kinder, die wir allein im Lande geblieben sind, dem vereinten Angriff so vieler Nachbarn standhalten können? In unseren Burgen ist das von den feigen Römern und Persern[3]) erbeutete Gold, Purpurseide und Kristallschalen aufgehäuft, aber es gelüstet unsere Könige und unser Volk nach immer mehr; jetzt können wir alles verlieren! Nun nehmen die Nachbarn für unseren Übermut Rache."

„Ritter Odowart ist alt; seine Hand zittert und wohl zittert dann auch das Herz; darum die feigen Redensarten! Nicht unser Jungvolk allein ist auf seinen Drachenkähnen

---

[1]) Wjats (ins Polnische als „Wiec" übergegangen) bedeutete altgermanisch Volksversammlung. Das heutige Kruszwica war bis ins 9. Jahrhundert die Hauptstadt des Askanischen oder Aichemännischen Stammes (slavisiert = Popieliden), eines vornehmen Normannengeschlechts. Laut Dio LXXI, Kap. 2, V. 1—12, der Ende des 2. Jahrhunderts seine Chronik schrieb, zogen die Askinger, geführt von Rhaods und Rabdos, nach dem heutigen Siebenbürgen fort.

[2]) Diese Germanenstämme, deren Namen sehr an die benachbarten Kreise Schubin, Mogilno, an den Fluß Drwenca und die Feste Graudenz erinnern, werden von Strabo (Bd. VII, 290 [illegible]) als nächste Nachbarn der Lugier, Semnonen und Gotonen genannt. in seiner Beschreibung Ostgermaniens, dessen Grenze bei diesem antiken Geographen entlang der Weichsel lief.

[3]) Die Ostgermanen zogen zusammen mit den Skandinavischen Normannen des öfteren auf Raub nach Persien. Der Weg führte durch die Düna, Wolga und das Kaspische Meer. Die Raubzüge nach Vorderasien wurden auf dem Wege: Weichsel, die Bug, die Pripjätj, den Dnjepr (= zu gothisch Donober) vollzogen. Auf diesem „Großen Wasserwege von den Wäringen zu den Griechen" wandelten zuweilen 20—30 000 Krieger zugleich. Das Gotenreich umfaßte 310—375 das ganze Gebiet des Europäischen Rußlands und ganz Polens, der Baltenländer und Ostelbiens. (Siehe bei Jordanes, Getica XVI, 89 ff.)

und Rossen fort; auch wissen wir, daß sich beinahe das ganze Greuthungervolk zusammen mit den Gothen von der Weichselmündung, den Ukrern, Naharvalen, Harviern und Elysiern und mit allen anderen Kindern Teuts, die entlang der breiten Weichsel hausen, gen Osten, die Danaster herab gezogen sind, um dem König Fridigern gegen Rom Hilfe zu leisten. Von der Seite ist nichts zu befürchten."[4])

„Umso gefährlicher sind die Sybinner und Muhillanen, hinter denen auch die Semnonen von der Warthe stehen. Ihr wißt, daß ihre Mannen zum größten Teile die Sprache Teuts gegen die Sprache der pannonischen Flüchtlinge und Ansiedler eingetauscht haben? Ein Lumpengesindel, das ihren gekreuzigten Römergott anstelle Wotans und Thors anbetet; wie die Würmer buddelt das Pack in der Scholle, nach altgewohnter Sklavenart; aber es gibt ihrer zu viele! Wo Hunderte gegen Einen kämpfen, da unterliegt auch der stärkste Recke! Die Waffen, welche sie von der Donaugrenze her in ihr Land bringen, sind besser als unsere verrosteten Speere und Schwerter, auch haben sie die römische Kampfkrönung bei den Legionen der Cäsaren erlernt."

Nun brauste ein Sturm der Entrüstung auf.

„Nimmer werden Sklavensöhne den Freien über sein!"

„Nieder mit dem Pannonen-Gesindel! Wachet auf, ihr Burgunder!"

„Ausrotten wollen wir die ganze Brut der Fremdlinge, die unsere Götter verhöhnen und ein Lamm anbeten!"

„Edler Markwart, lasset die Sturmfeuer auf den Höhen entzünden! Es mögen die Burgunder den Feind als erste verfallen, ehe er sich gesammelt hat!"

„Lasset die Hörner erschallen! Sattelt die Rosse! Mögen die Knappen sofort unsere Schwerter und Schilder holen! Wachet auf! Auf!" — — —

Ein wüstes Getöse dröhnte in meinen Ohren; es war mir, als ob tausend Waffengegenstände aneinander klirrten und . . . ich erwachte . . . .

Als ich meine Augen mühsam öffnete, erblickte ich das bärtige Gesicht des lieben alten Ansiedlers Marquardt, der mit seiner Milchkanne und einem Blechkrug einen Höllenlärm dicht an meinem Ohr machte.

„Wachen Se uff, Herr Doktor, wachen Se uff! Et is ja bald Abend schon und wir wollten ja noch ein bißl ins Feld hinaus zur Jagd!"

Ich starrte dem edlen Ritter Markwart verständnislos in die Augen. Dann sah ich mich um, sah die breitgewordenen Schatten der alten Ruine auf den Burghof fallen, hob mich mühsam vom Rasen empor und schwieg.

„Sie haben einen düchtigen Schlaf, Herr Doktor, aber es is unjesund mang diesen moddrigen Steinen zu schlafen ..."

„Schadet nichts, Alterchen; ich bin schon zu alt, um Fieber zu bekommen."

„Nee, Fieber meente ich jar nich. Aber es soll hier spuken. Von uns jeht niemals einer auf den Ascheberg hin. Det soll ein guttverfluchter Ort sein. Da stöhnt's und heult's ja noch heute, wenn die Nacht dunkel ist, keen Mond leuchtet und der Wind ordentlich zieht. Da sollen die Heidenseelen, welche einst hier hausten, nicht zur ewigen Ruhe kommen können. Auch hat man dann böse Träume. Meinen Knecht, den Fredegund, den reiten in solchen Nächten die bösen Geister. Er ist dann ganz außer sich am nächsten Morgen und erzählt allerlei dummes Zeugs: er träumt, daß die ganzen Bauern von der Nachbarschaft die alte Ruine dort oben überfallen haben, sie angezündet haben und nicht eher ruhten, bis die Burg eingeäschert worden ist. Und jedesmal sagt er, daß es ihm so war, als ob er dabei auch bei lebendigem Leibe verbrannt worden ist."

„Nun, und was denken Sie darüber?"

„Na, ich denk mir schon meinen Teil dazu. Der Fredegund, der Kerl, der trägt sich mit schlimmen Gedanken herum; er ist rachsüchtig und denkt immer an die dummen Leit, welche ihn mit dummen Spitznamen ärgern, so eener, der denkt dann auch an Feuerstiftungen und so was Dummes mehr, und da nimmt ihm der liebe Herrgott dafür auch die Nachtruhe; na, und da träumt er so dummes Zeug immer wieder und wieder. . . . Ja, ja!"

*

Langsam stiegen wir die steilen Stege von der Burgfelswand herunter. Mein Sonntagsausflug ins Grüne war beendet. Der blaue Himmel war jetzt ganz wolkenlos. Kein Falke war mehr über dem Turme dort oben zu sehen; alles war still rund herum um den vergessenen alten Hügel „Osie Bory".

Dr. Eduard von Behrens.

[4]) Aus der Zusammenstellung der bei Tacitus (Germania, 43) angeführten Namen ist anzunehmen, daß einzelne Stämme der Ostgermanen nach den größeren Flußbecken, in denen sie saßen, benannt waren. Die Zuflüsse der Weichsel: Drwenca, Wkra, Narwa, Ilza, stimmen mit den bei Tacitus angeführten Völkerbenennungen, obwohl anzunehmen ist, daß den Wanderern der Antike lediglich die entlang der Weichsel, die einen besser ihnen bekannten Handelsweg abgab, seßhaften Germanen erinnerlich waren.

Bunte Chronik



*** Zu Besuch bei seinem eigenen Begräbnis.** Vor einiger Zeit wurde in einem kleinen englischen Städtchen die Leiche eines unbekannten ertrunkenen Mannes gefunden. Nach der Feststellung der Polizei muß die Leiche mindestens eine Woche im Wasser gewesen sein. Der Ertrunkene wurde aber recht identifiziert, da sich sofort nach der Verbreitung der Nachricht über den Leichenfund eine Dame auf dem Polizeirevier meldete und in der Leiche die sterblichen Überreste ihres Mannes erkannte, der gerade vor einer Woche spurlos verschwunden war. Da die Leiche vollständig entstellt war, mußten noch mehrere Verwandten die Person des Ertrunkenen identifizieren. Nachdem acht Personen die Aussage der Witwe bestätigt hatten, bekam die trauernde Frau die Leiche ihres Mannes ausgehändigt und konnte sie mit großem Pomp in der Familiengruft begraben. Am Nachmittag versammelte sich eine große Freundesschar zum obligaten Leichenschmaus. Kaum hatten die Gäste die erste Tasse Tee zu sich genommen, als ihnen ein gewaltiger Schreck in die Glieder fuhr. Der ertrunkene und begrabene Mann stand in der Tür und begrüßte die Anwesenden. „Er hatte", so erklärte er, „seine eigene Todesanzeige in der Zeitung gelesen und fand es sehr interessant, bei seinem eigenen Begräbnis zugegen zu sein. Er hatte sich sogar in der Kirche und auf dem Friedhof versteckt und war über alles Gute, das über ihn gesagt wurde, sehr erstaunt. Jetzt möchte er gern noch eine Tasse Tee zu seinem Seelenheil mittrinken. Die Witwe bat den Mann, so schnell wie möglich zu verschwinden, was er auch tat. Den Gästen erklärte sie, der Mann wäre ein Wahnsinniger, den sie nie zuvor gesehen habe, der aber wie ein Doppelgänger ihres verstorbenen Ehegatten aussehe. Die acht Familienmitglieder, die die Leiche identifiziert hatten, unterstützten die Frau in ihren Ausführungen. Auch sie hätten von dem Doppelgänger des Verstorbenen gehört. Die Sache war nämlich die, daß die trostlose Witwe die Versicherungssumme, die ihr nach dem Tode des Mannes zukam, mit den acht Zeugen geteilt hatte. Ob für den Ertrunkenen etwas übrig geblieben ist, mag dahingestellt sein. Tatsache ist aber, daß er sich sofort auf dem Polizeirevier meldete, um seine Angaben zu Protokoll zu geben.

*** In religiösem Wahnsinn gehandelt.** Eine Frau im Haag ermordete in einem Anfall von religiösem Wahnsinn ihre 7jährige Adoptivtochter. Das kleine Mädel Elli wurde vor 6 Jahren von dem Haager Schlachthausinspektor adoptiert, dessen 10jährige Ehe kinderlos blieb. Das Kind wurde von der Adoptivmutter sehr geliebt. Vor einigen Tagen, als der Inspektor zu seiner Arbeit ging, las die Frau lange in der Bibel. Die kleine Elli schlief ruhig. Dann ging die Frau in die Küche, holte eine Axt und erschlug das schlafende Kind. Nach vollbrachter Tat meldete sich die Frau bei dem nächsten Polizeirevier und erklärte, sie hätte Gott im Traum gesehen, der ihr befohlen habe, das Kind zu töten: „Du sollst tun, wie der Erzvater Abraham. Ich befahl ihm, seinen Sohn Isaak mir als Opfer zu bringen. Auch du sollst dein Kind opfern." Sie dachte zwar, daß Gott sie im letzten Augenblick hindern würde, das Opfer zu bringen. Da es aber nicht der Fall war, mußte sie die Weisung Gottes vollbringen. Als der Adoptivvater von der schrecklichen Tat erfuhr, erlitt er einen Nervenzusammenbruch und wurde in eine Nervenklinik eingeliefert.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.